

Wechselbestimmung. Zum Verhältnis von Hölderlin, Schiller und Fichte in Jena

Violetta Waibel (München)

1. Gesprächskonstellationen

Fichtes »Auseinandersezung der Wechselbestimmung des Ich und Nichtich (nach s. Sprache) ist gewis merkwürdig;« schreibt Hölderlin in einem Brief an Hegel vom 26. Januar 1795 (StA¹ VI, 156). Man darf annehmen, daß Hölderlin von »merkwürdig« nicht im Sinne von »seltsam«, sondern dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend im Sinne von »bemerkenswert«² spricht. Die Wechselbestimmung entwickelte Fichte bekanntlich zu Beginn des theoretischen Teils der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* von 1794/95. Sie stellt das Ergebnis der Synthesis B dar und bestimmt in der Folge das methodologische Konzept des gesamten Paragraphen 4 grundlegend. Man kann da-von ausgehen, daß Hölderlin diesen komplexen Paragraphen 4 zum Zeitpunkt der Niederschrift des Briefes schon genauer studiert hatte, denn im selben

¹Für den vorliegenden Aufsatz werden Nachweise aus Texten Hölderlins, Schillers und Fichtes direkt im Text mit folgenden Abkürzungen gekennzeichnet: StA=*Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke*, Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, hrsg. von Friedrich Beissner und Adolf Beck, 8 in 15 Bänden, Stuttgart 1943-1985. NA=*Friedrich Schiller: Schillers Werke*. Nationalausgabe, herausgegeben im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und des Schiller National-Museums in Marbach, Weimar 1943 ff. GA=*Johann Gottlieb Fichte: Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Stuttgart/ Bad Cannstatt, 1964 ff. Soweit möglich werden Seitenangaben auch aus SW=*Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke*, hrsg. von Immanuel Hermann Fichte, 8 Bände, Berlin 1845/ 46, hinzugesetzt.

²Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd.VI (12), Leipzig 1885, 2107.

Brief spricht er von Fichtes »ser merkwürdige[m] Gedanken« »in Ansehung der Antinomien«. Seine Meinung über dieses Theorem Fichtes wollte er ein anderes Mal mitteilen. Leider kennen wir einen solchen Brief nicht. Über die Antinomien äußert sich Fichte in der ganzen *Grundlage* nur einmal am Ende des Paragraphen 4, genauer, am Ende der Deduktion der Vorstellung. Wenn Hölderlin dazu eine Meinung mitzuteilen hatte, mußte er hierzu schon den ganzen Paragraphen 4 und die Deduktion der Vorstellung genauer studiert haben. So hatte er wohl auch schon eine dezidierte Meinung über Fichtes »merkwürdigen« Begriff der Wechselbestimmung. Dieser Begriff ist es auch, der Hölderlins späteres Denken nachhaltig bestimmen sollte.

Bevor Hölderlin Rezeption dieses Fichteschen Theorems dargestellt werden kann, ist noch ein anderer Aspekt zu bedenken. Die Vermutung liegt nahe, daß sich Hölderlin dieses Theorem Fichtes nicht nur im eigenen Studium der Wissenschaftslehre Fichtes angeeignet hat, da Schiller, mit dem Hölderlin in Jena häufig Umgang hatte, fast zeitgleich Fichtes Begriff der Wechselbestimmung bzw. Wechselwirkung in die Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* aufnahm. Seit Fichtes Ankunft in Jena zum Sommersemester 1794 studierte Schiller dessen Philosophie, weil diese ihm seiner Meinung nach erlaubte, sich noch weiter in die kantische Philosophie zu vertiefen. (Vgl. NA 27, 20) Das Studium der Philosophie Fichtes wurde bald fruchtbar in den philosophisch anspruchvollsten Teilen der 2. und 3. Lieferung (=Brief 10-16 und 17-27) seiner Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, in die bekanntlich einige Theoreme der Philosophie Fichtes Eingang fanden. Das besondere Gewicht, das dabei Schillers Verwendung des Theorems der Wechselbestimmung im Anschluß an Fichte zukommt, wird aber erst dann deutlich, wenn man sich die Vorgeschichte des Theoriezusammenhangs vor Augen führt. Es zeigt sich dann nämlich, daß mit der Aufnahme dieses methodologischen Begriffs eine gravierende Veränderung in Schillers Begriff der Natur des Menschen einhergeht. Diese Veränderung ist aber nicht allein der neuen, Fichte entlehnten Methodologie zuzuschreiben. So hat sich Goethe als den Urheber der inhaltlichen Veränderungen in Schillers Begriff der Natur angesehen: Schiller

»predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr aus eigener Überzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute

Mutter [Goethe meint die Natur] nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über *Anmut und Würde* so verhaßt gemacht hatten.«³

Gleichwohl läßt sich zeigen, daß ein nicht unerheblicher Teil von Schillers Veränderung des Naturbegriffs Hölderlin zuzuschreiben ist, vermittelt durch einen gemeinsamen Bezug von Hölderlin und Schiller auf Herder. Hölderlins Denken stand dem Kantianer Schiller, selbst in dessen Naturbegriff weit näher, als das sehr viel mehr aus der Anschauung konstruierende Denken Goethes, — und dies zu einer Zeit, als Hölderlin noch nicht in Jena war.

Im November 1794 kam Hölderlin schließlich nach Jena, wo er sich dem von ihm verehrten Schiller nahe wissen konnte und tatsächlich mit ihm auch in regem Kontakt stand. So berichtet Hölderlin schon in seinem ersten Brief aus Jena vom November 1794: »Auch bei Schiller war ich schon einigemale« (StA VI, 140). In zahlreichen weiteren Briefen spricht Hölderlin vom Umgang mit Schiller in Jena: »Schiller behandelt mich sehr freundschaftlich.« (StA VI, 142); »besonders interessirte sich Schiller für mich« (StA VI, 144); »Schiller nimmt sich meiner recht herzlich an« (StA VI, 148).

Wie Schiller verwendet Hölderlin den »gewis merkwürdig[en]« Begriff der Wechselbestimmung zunächst im Rahmen einer Triebtheorie. Doch weiß er dieses Fichtesche Theorem sehr bald in einer ganz anderen Weise fruchtbar zu machen. Sie tritt in einem Theoriezusammenhang auf, der sich nun von Schiller ganz abwendet und in Jena eine neue Gesprächskonstellation begründet, die sich jedoch erst 1796 entfalten sollte. Gemeint ist Hölderlins Theorie der »Urtheilung« und deren Rezeption durch Isaac von Sinclair und Jakob Zwilling. Während für Sinclair dabei der Gedanke der Wechselbestimmung nur eine untergeordnete Rolle spielt, wird er für Zwilling zum Fundament seiner Systemskizze »Über das Alles«. Hier erprobt Zwilling den Gedanken der Wechselbestimmung in seiner radikalsten Auslegung. Möglicherweise hat Hölderlin auch diese Deutung zur Kenntnis genommen, wie eine Textstelle vermuten läßt. Sicher ist jedoch, daß der methodologische Begriff der Wechselbestimmung Hölderlins gesamtes weiteres Denken leitet und ihn jene Bilder und Metaphern entwerfen läßt, die seine Dichtung seit der Jenaer Zeit grundlegend bestimmen.

Die Aneignung und Ausarbeitung von Fichtes Theorie der Wechselbestimmung betraf nicht nur Stoff und Form der Theorien, sie ergriff auch deren

³Johann Wolfgang Goethe: »Einwirkung der neueren Philosophie«, in: *Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, München 1989, Bd. 12, 97.

Denker, die sich durch ihre Gespräche und Schriften selbst in

»Wechselbestimmungen« versetzten. Zunächst ist auf Schiller zurückzukommen.

2. Eine Verschiebung in Schillers Naturbegriff zwischen 1793 und 1794/95

Schon in den *Augustenburger Briefen*, aber auch in seiner Schrift *Über Anmuth und Würde* hatte sich Schiller die Frage vorgelegt, wie die Menschen zu einer höheren Stufe der Kultur geführt werden könnten. In den *Augustenburger Briefen* hatte er eine Entwicklung vom sinnlich bestimmten Menschen als einer niedrigeren Kulturstufe zur Selbstbestimmung aus Vernunft (»dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft«, NA 26, 262) gefordert. Schiller war seit Beginn seiner ästhetischen Studien Kants Lehre von den zwei Stämmen der menschlichen Erkenntnisvermögen in der Weise gefolgt, daß er sie als Ausdruck des Gegensatzes der beiden Naturen des Menschen, der Sinnlichkeit und des Verstandes, begriff und ins Zentrum seines Interesses stellte. Sein Grundsatz war:

»Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelöst, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit gethan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus >die sinnliche Energie durch die geistige zubeschrancken<. « (NA 26, 304)

Nach Schillers Meinung sind es die sinnlichen Triebe, gepaart mit einem schwachen Willen, die der Grund der Verderbnis des Menschen sind.⁴ In der Schrift *Über Anmuth und Würde* wie auch in den späteren *Augustenburger Briefen* wird allerdings der Rigorismus der Vernunft bekanntlich zur Forderung nach der Erfüllung der Pflicht und des Sittengesetzes aus Neigung herab-gestimmt (vgl. NA 20, 282). Das geeignete Mittel zur Realisierung sah Schiller in der Schönheit gegeben, denn:

»Die Schönheit ist [...1 als die Bürgerin zwoer Welten anzusehen, deren einer sie durch die *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht, Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, daß der Geschmack, als ein Beurthei-

lungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt und diese beyden, einander verschmähenden Naturen, zu einer glücklichen Eintracht verbindet« (NA 20, 260).

Doch in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* gewinnt eine neue Konzeption Gestalt. Im 6. Brief ist die Rede von der »alles vereinende[n] Natur«, vom »alles trennende[n] Verstand«, vom »innere[n] Bund der menschlichen Natur«, dessen »harmonische[...] Kräfte« entzweit seien. Da ist ferner die Rede vom »Maximum« der griechischen Natur, die, um zu einer höheren Ausbildung fortschreiten zu können, »die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen« müsse. (NA 20, 322/3 und 326) Schließlich kommt Schiller zu der Einsicht, daß die aus den »getrennten Bahnen« resultierenden »Einseitigkeit[en]« nur »durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder« (NA 20, 326/7) zum Ausgleich, und das heißt für Schiller, zur Schönheit gebildet werden könnten. So klingt es wie eine Selbstrevision gegenüber der Position von 1793, wenn der 6. Brief mit der Erkenntnis schließt:

»Es muß also falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.« (NA 20, 328)

Gegenüber der Konzeption des Schönen in den *Augustenburger Briefen* und in *Über Anmuth und Würde* und auch den ersten vier Briefen der in den *Horen* erschienenen umgearbeiteten Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* liegt hier ganz deutlich ein Paradigmenwechsel vor. War es zuvor die chaotische, triebhafte Sinnlichkeit, die durch die Gesetzmäßigkeit der Vernunft mittels Schönheit in ihre Schranken zu weisen war, um den Menschen zu kultivieren, so folgt Schiller nun einem anthropologischen Modell, demzufolge eine frühere, harmonisch in sich gefügte Natur des Menschen zu einer höheren Kulturstufe geführt werden müßte, die Phasen der Vereinseitigung durchläuft, deren Ziel aber doch das Ideal einer vom harmonisch ausgeglichenen Kräftespiel bestimmten Menschheit ist.

Mit diesem neuen Paradigma kommt Schiller Hölderlins Konzeption vom Ideal des Menschen sehr nahe, die Hölderlin in der Vorrede und den fünf Briefen des Anfang November 1794 in Schillers *Thalia* veröffentlichten *Hyperionfragments* entworfen hatte. So ist zu fragen, ob Schiller von Hölderlins *Fragment von Hyperion* entscheidende Anregungen erfahren hat, das ihm

⁴ So ist in den *Augustenburger Briefen* die Rede von der »blinde[e] Macht der Natur«, die gebrochen werden müsse (NA 26, 304). Die »Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen« (ebenda). Ziel eines Dreistufenmodells der Menschheitsentwicklung: »Hier auf der Mitten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück und habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.« Ebenda. 313.

wohl schon im September 1794 von Hölderlin in einer vorläufigen Fassung zugesandt wurde (vgl. StA VII 2, 12113), auch wenn Hölderlin noch bis in den Oktober hinein daran arbeitete (vgl. StA VI, 136/137).

Seit Anfang September hatte sich Schiller an die Aufgabe gemacht, die in Kopenhagen verbrannten Briefe an den Prinzen von Augustenburg neu zu schreiben (vgl. NA 27, 44 und 46). Doch wird er im September allenfalls die ersten drei Briefe niedergeschrieben haben, denn im vierten Brief weist er in einer Fußnote auf Fichtes »kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten« hin. (NA 20, 316) Da auch der zu dieser Fußnote gehörige Kontext auf die tatsächliche Lektüre dieser Vorlesungen verweist, wird Schiller den vierten Brief und die folgenden erst ab Anfang Oktober geschrieben haben, nachdem diese Vorlesungen Fichtes zur Michaelismesse auf dem Büchermarkt greifbar waren.⁵ So könnten die äußeren Bedingungen der Annahme genügen, daß Schiller sich tatsächlich bei seinem Paradigmenwechsel im Naturbegriff auf Hölderlins *Thalia*-Veröffentlichung bezog.

Nun fällt in den Sommer 1794 aber die berühmte Annäherung zwischen Goethe und Schiller, bei der Schiller Goethe mit seinen Problemen und Fragen einer ästhetischen Anthropologie bekannt machte. Am 23. August 1794 schreibt Schiller an Goethe: »Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideen-Maße in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt.« (NA 27, 24) In demselben Brief suchte sich Schiller auch Goethes Geist und Schaffensweise verständlich zu machen, um sich gleichzeitig von ihm abzugrenzen. In dieser Auseinandersetzung mit Goethe fand Schiller zu einem weit versöhnlicheren Naturbegriff, als er ihn in seinen Schriften von 1793 verwendet hatte. So hat er in Goethe einen bildenden Geist gesehen, der von der »einfachen Organisation [...] Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf[steige]«, um so mit »philosophische[m] Instinkt mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft« übereinzukommen. (NA 27, 25 und 26)

⁵ Die *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* sind erst zur Michaelismesse (Michaelis ist am 29. September) erschienen (vgl. AA I 3, 3). Daß die *Vorlesungen* nicht vorher greifbar waren, zeigt sich daran, daß Fichte und Schiller erst Anfang Oktober Exemplare verschickten. (Vgl. AA III 2, 204, 206; NA 27, 66) Die Michaelismesswoche dauerte vom ersten Sonntag nach Michaelis bis zum darauffolgenden Sonntag. Insgesamt dauerten die Büchermessen am Ende des 18. Jahrhunderts drei Wochen. Zur eigentlichen Messwoche kam die Böttcherwoche vor der Messwoche und die Zahlwoche nach der Messwoche. (Vgl. Ernst Hasse: *Geschichte der Leipziger Messen*, Leipzig 1885. 173-177). Da der 29. September 1794 auf einen Montag fiel, dauerte die gesamte Messe demnach vom 28. September bis zum 19. Oktober 1794.

Durch den neuen Umgang mit Goethe scheint Schiller in geeigneter Weise disponiert gewesen zu sein, Hölderlins Gedankengänge im *Fragment von Hyperion* aufzunehmen. Hierfür spricht ein weiteres Zeugnis.

Im Oktober 1793 hatte Schiller gegenüber Körner von einem Plan zu einem Aufsatz über das Naive gesprochen, der aber nie recht in Gang kommen wollte (vgl. NA 26, 289 und 770). Von Fortschritten, ja Begeisterung für die Arbeit an dieser Materie berichtet Schiller erst im September 1794 (vgl. NA 27, 38 und 46). Da Schiller zu der Zeit an anderen drängenderen Projekten arbeitete, so an der Umarbeitung der *Augustenburger Briefe*, legte er diese Arbeit bald wieder beiseite und konnte sie erst wieder im September 1795 aufnehmen. Welche Teile des Aufsatzes, der 1795/96 in den *Horen* erschien, und später den Titel »Ueber naive und sentimentalische Dichtung« erhielt, Schiller im September 1794 ausarbeitete, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Bemerkenswert ist aber doch, daß in ihm auf den ersten Seiten Gedanken ausgearbeitet sind, wie sie sich auch in Hölderlins *Fragment* finden, das Schiller zu diesem Zeitpunkt schon gelesen haben konnte. Goethe bezieht auch das Entstehen dieser Schrift auf die Auseinandersetzungen zwischen ihm und Schiller:

»Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerte gelten ließ; so ward er [Schiller] zu schärferem Nachdenken genötigt und eben diesem Konflikt verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen einander gegenüberstehend sich wechselseitig gleichen Rang zu vergönnen.«⁶

Doch auch hier läßt sich die These vertreten, daß Schiller bei der Auseinandersetzung mit Goethe auf Gedanken Hölderlins in dessen *Fragment* zurück-greift, da diese ihm mehr als Goethes Ansichten entgegenkamen.

Schiller schreibt: »Natur in dieser Betrachtungsart ist nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.« (NA 20, 413) Und weiter heißt es:

⁶ Goethe: »Einwirkung der neueren Philosophie«, wie Anm. 3. 97.

»Sie [die Gegenstände der Natur] *sind* was wir *waren*; sie sind, was wir wieder *werden* sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zu-gleich Darstellungen unserer verlorenen Kindheit« (NA 20, 414)

Genau dies aber ist die gedankliche Intention der Vorrede des *Fragments von Hyperion*, in der von der »Organisation der Natur«, dargestellt in Melite die Rede ist, und der »Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind« (StA III, 163), ein Weg mit seinen Pendelschlägen und Zurechtweisungen (die exzentrische Bahn), der Hyperion aufgegeben ist. Hölderlin läßt Hyperion in seinem Brief aus Pyrgo in Morea schreiben:

»Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit er stirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe, als errungnes Eigenthum der Menschheit.« (KTA 10, 55)

Eine solche Konzeption wird man vergeblich bei Goethe suchen.

Es dürfte daher wohl zu einseitig sein, wenn behauptet wird, daß Schillers Naturbegriff in »Ueber naive und sentimentalische Dichtung« erst seit der Begegnung mit Goethe in voller Klarheit zu Tage getreten sei, und gleich-zeitig an Kants »Auffassung von dem aus dem Schoß der Natur herkommen-den Menschen« erinnert wird (vgl. NA 21, 291). In demselben Kontext wird daran erinnert, daß Schillers naturphilosophische Spekulation in eine Richtung dränge, die später Schelling, Hölderlin und Hegel fortgesetzt hätten. Mit guten Gründen ist diese Feststellung im Falle von Hölderlin zu korrigieren, da ganz offensichtlich schon im Herbst 1794 ein gedanklicher Austausch zwischen Schiller und Hölderlin stattfand. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß Schillers Kantstudium schon seit einigen Jahren andauerte, so daß man entweder in einer neuen Schrift Kants, die es zu der Zeit für den in Frage stehenden Kontext nicht gab, oder aber in Dritten die neuen Impulse Schillers suchen muß. So ist es wahrscheinlich, daß Schiller, disponiert durch den neuen Umgang mit Goethe, von der Konzeption des *Hyperionfragments* so beeindruckt war, daß er sie sich sogleich für seine eigenen Zwecke aneignete und sie in die im Entstehen begriffene Abhandlung »Ueber naive und sentimentalische Dichtung« ebenso integrierte wie in die ebenfalls in diese Zeit fallende Umarbeitung der *Augustenburger Briefe*. Zugunsten dieser Annahme spricht ferner, daß Hölderlins Konzeption der Natur, deren ursprüngliche Einfalt sich in Vernunft verwandelt, die aber gleichwohl Natur auf einer höheren Organisationsstufe bleibt, Schillers Denken weit näher verwandt ist, als dasjenige Goethes.

Gegen Schiller gewandt forderte Goethe, »die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen.«⁷ Goethe geriet mit Schiller über die diesem vorgetragene »Metamorphose der Pflanzen« in Konflikt, weil Schiller diese Gedanken Goethes für Ideen hielt, dieser selbst aber für Erfahrung.⁸ Schillers mehr am Begriff und an Ideen orientiertes Denken war dem anschauenden Denken Goethes fremd.

Trifft die Diagnose der Beziehung Schillers zu Hölderlin zu, so hätte Schiller schon vor den Gesprächen mit Hölderlin in Jena über philosophische Themen Impulse von Hölderlins Denken aufgenommen. Eine entscheidende Differenz zwischen dem Naturbegriff Hölderlins und Schillers besteht jedoch darin, daß die Idee einer ursprünglichen Natur bei Schiller immer gebrochen wird an der Notwendigkeit, Vernunft zu werden, während Natur bei Hölderlin ein in sich vollendetes Ganzes ist, das zwar auch selbstgegebene Organisation aus Freiheit werden muß. Doch ist die Organisation aus Freiheit nach Hölderlins Konzeption selbst wieder Natur, eben weil sie Organisation im Herderschen Sinne ist, wie noch zu zeigen sein wird. Die Tatsache, daß Schiller die-sen positiven Naturbegriff später wieder preisgegeben hat, läßt sich auch als ein Zeichen dafür ansehen, daß Schiller ihn zwar zunächst mit Interesse auf-genommen hat, daß er aber seinem Naturell und seinen philosophischen Überzeugungen nicht eigentlich entsprach. Schiller war trotz allem Bemühen, Einseitigkeiten zu entgegen, Kantianer, geleitet vom Pathos für Freiheit und Vernunft, wie es auch Goethe in seiner Abgrenzung gegen Schiller empfunden hat. In der Vorrede zur »Braut von Messina« mit dem Titel »Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie« schreibt Schiller, seinen Naturbegriff von 1795 revidierend: »Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt.« (04A 10, 10).

Die oben genannte neue Begrifflichkeit in den ersten Briefen *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* soll nun an einzelnen Beispielen in Hölderlins *Fragment von Hyperion* nachgewiesen werden. Schillers neue Begrifflichkeit, mit der er sich vermutlich auf Hölderlins *Fragment* bezieht, ist, wie die neuere Forschung plausibel gezeigt hat, vermittelt durch Herder. Dessen Schriften, auf die sich Hölderlin bezieht, hatte auch Schiller nachweislich rezipiert, so daß sich sagen läßt, daß Hölderlin Schillers frühe Herder-Rezeption wachgerufen und allererst fruchtbar gemacht hat.⁹

7 Goethe: »Glückliches Ereignis«, wie Anm. 3, 88.

8 Vgl. Goethe: ebenda, 8W89.

9 Ulrich Gaier kommt das Verdienst zu, die in der Forschung kaum beachtete Rezeption Herder durch Hölderlin entdeckt und dargestellt zu haben. Die folgenden Ausführungen beziehen sich im Wesentlichen auf Gaiers Überlegungen. Vgl. Gaier: Hölderlin. Eine Einführung, Tübingen und Basel 1993, 94 f. Und Hauslehrer bei Herders ein Traum, in: Ulrich Gaier, Valérie Lawitschka, Wolfgang Rapp, Violetta Waibel: Hölderlin Texturen 2. Das Jenaische Projekt. Das Wintersemester 1794/95 mit Vorbereitung und Nachlese, Tübingen 1995 22-32, wo gezeigt wird, daß einige gemeinsame Bezugspunkte von Schiller und Hölderlin durch Theoreme Herders vermittelt sind.

So muß nun auch Herders Anthropologie zum besseren Verständnis des in Frage stehenden Zusammenhangs kurz skizziert werden. Herders Anthropologie ist getragen von einem Humanitätsideal, das sich auf ein Urvertrauen in die Kräfte der (göttlichen) Natur gründet. So kann er sagen: »Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt der Ausbildung des Ganzen dienen.«¹⁰ Herders Analyse des Zustands der Menschen seiner Zeit ist weit weniger verbittert als diejenige Schillers. Auch Hölderlin teilt in seinem *Fragment* bei weitem nicht Herders Kulturoptimismus, und doch profitieren Hölderlin wie Schiller von einer zentralen Denkfigur in Herders Naturphilosophie. Herder schreibt:

»Da nun die Menschheit sowohl im Ganzen als in ihren einzelnen Individuen, Gesellschaften und Nationen ein daurendes Natursystem der vielfachsten lebendigen Kräfte ist: so lasset uns sehen, worin der Bestand desselben liege? auf welchem Punkt sich seine höchste Schönheit, Wahrheit und Güte vereine? und welchen Weg es nehme, um sich bei einer jeden Verrückung, deren uns die Geschichte und Erfahrung so viele darbeut, seinem Beharrungszustand wiederum zu nähern.«¹¹

Solche Beharrungszustände der mehr oder weniger erreichten Vollkommenheit und Schönheit sind Maxima.¹² Es ist für Herder Faktum, daß einzelne Wesen wie ganze Systeme aus dem Beharrungszustand, das heißt dem Maximum, aus den verschiedensten Gründen verrückt werden. Doch ein inneres Gesetz (der »Gott in uns«) will es, daß das Maximum und damit zugleich das Gleichgewicht seiner Kräfte wieder hergestellt werde, wenn dies auch durch Schwingungen, Oszillationen und Asymptoten geschehe.¹³ Hiermit geht die Theorie

¹⁰ Johann Gottlieb Herder: »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«, 15. Buch, in: Johann Gottlieb Herder. Werke in zehn Bänden, Bd. 6, hrsg. von Martin Bollacher, Frankfurt am Main 1989, 636.

¹¹ Ebenda, 648.

¹² Vgl. Schiller: »Maximum« der griechischen Natur, NA 20, 326 und bei Hölderlin die zwei Ideale der »Organisation der Natur« und der »Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind«, StA III, 163.

¹³ Vgl. Herder, wie Anm. 10, 648.

der Organisation einher, die Herder aus der Theorie der substantiellen Kräfte entwickelte. Diese hatte Herder in seiner Schrift *Gott. Einige Gespräche* 1787, ausgearbeitet, mit der er, Spinozas Theorie modifizierend, in den Pantheismusstreit eingriff. In dieser Schrift wird die Theorie der spinozistischen substantiellen Kräfte im 5. Gespräch in die Theorie der Organisation lebendiger Kräfte umgemünzt. »Alle Kräfte der Natur wirken organisch. Jede Organisation ist nichts als ein System lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.«¹⁴

Hat man dieses Bild Herders von der Organisation als Kräftegleichgewicht, seiner Störungen, Pendelausschläge bis hin zur Wiederherstellung des Gleichgewichts vor Augen, so wird Hölderlins Begrifflichkeit in der Vorrede des *Fragments* plastisch, wo nicht nur von den Idealen der Organisation die Rede ist, sondern auch von der »exzentrischen Bahn« und deren immer gleichen »wesentlichen Richtungen« (nämlich das Gleichgewicht wieder herzustellen), den daraus resultierenden notwendigen Zurechtweisungen, die in den Briefen dargestellt würden. Und gerade jetzt, da Schiller Hölderlins *Fragment von Hyperion* zum ersten Mal lesen konnte, schwenkt Schiller auf Herders Bildlichkeit, vermittelt durch Hölderlin, ein. Hölderlins *Fragment* scheint tatsächlich Schillers frühe Herderrezeption erst wirksam gemacht zu haben, denn zuvor sucht man diese Motive vergeblich bei Schiller.

Entscheidend ist aber nun, daß sich dieser neue Ansatz in den Briefen *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* wie selbstverständlich mit einem methodologischen Konzept verbindet, das Fichte im Sommer 1794 in Jena vorzutragen im Begriffe war. Es ist dies Fichtes methodologischer Begriff der Wechselbestimmung.

3. Die Wechselwirkung von Form- und Stofftrieb in Schillers Briefen Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen

Kants Zwei-Stämme-Lehre hatte Schiller mit Hilfe von Reinholds Theorie der Triebe in Stoff- und Formtrieb umgebildet.¹⁵ Die Aufgabe, die sich für Schiller gegenüber der Konzeption der Augustenburger Briefe stellte, war nun, sie so auf einander zu beziehen, daß nicht mehr die sinnliche Natur zugunsten der Vernunftnatur unterdrückt werden sollte. Vielmehr wurden Form- und Stoff-

¹⁴ Johann Gottfried Herder: *Gott. Einige Gespräche*, Gotha 1787, 246.

¹⁵ Vgl. Karl Leonhard Reinhold: *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens*, Prag und Jena 1789, 561 und öfters.

trieb als gleichwertige Wesenszüge der menschlichen Natur gesehen. Trotz ihres Gegensatzes sollte die Idee einer harmonischen Natur des Menschen denkbar sein. Hierfür schien Fichtes Begriff der Wechselbestimmung in ausgezeichneter Weise geeignet zu sein.

Während aber Fichte in der *Grundlage* den logischen Begriff der Wechselbestimmung verwendet, ändert Schiller ihn in ästhetisch-anthropologischer Absicht in Wechselwirkung um. Von Wechselwirkung hatte allerdings auch Fichte schon in der zweiten seiner *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* gesprochen, wenn er im Zusammenhang der verschiedenen im Menschen wirksamen Triebe und des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft von der Wechselwirkung dieser Triebe spricht.¹⁶ Schiller weist in der ersten Anmerkung des 13. Briefes jedoch ausdrücklich darauf hin, daß er sich bei der Darstellung des Wechselverhältnisses von Stoff- und Formtrieb auf Fichtes *Grundlage* beziehe (vgl. NA 20, 348). Ober Stoff- und Formtrieb respektive sinnlichen Trieb und Vernunfttrieb heißt es hier:

»Wahr ist es, ihre *Tendenzen* widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in *denselben Objekten*, und wes nicht aufeinandertrifft, kann nicht gegeneinander stoßen. [...] Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst misverstehen, und ihre Sphären verwirren.« (NA 20, 347)

In der Anmerkung dazu klingt es wiederum wie eine Selbstrevision, wenn Schiller sagt:

»Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, so ist freylich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt *unterordnet*. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort geheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: [...] Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d.h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinander gesetzt in *Fichte's Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*, Leipzig 1794.)« (NA 20, 347/ 348)

¹⁶ Vgl. GA V3, vor allem 36-39=SW VI, 305-308.

Die Forderung, den »sinnlichen Trieb den vernünftigen unbedingt unter[zu]-ordn[en]«, entspricht, wie bereits gezeigt, Schillers Konzeption von 1793.

Kraft Wechselwirkung »zugleich subordiniert und koordiniert« zu sein, ist in Schillers Sprache der Versuch, dasjenige auszudrücken, was Fichte mit Wechselbestimmung im Sinn hatte. So sagt Fichte mit Bezug auf die Relation von Ich und Nicht-Ich hinsichtlich ihres Realitätsquantums:

»Demnach setzt das Ich Negation in sich, in sofern es Realität in das Nicht-Ich setzt, und Realität in sich, in sofern es Negation in das Nicht-Ich setzt; es setzt sich demnach sich *bestimmend*, insofern es bestimmt *wird*; und bestimmt *werdend*, insofern es sich bestimmt« (GA 1/2, 289=SW 1, 130).

Somit wird mit der Wechselbestimmung

»die Quantität *des Einen durch die seines Entgegengesetzten*, gesetzt und umgekehrt. [...] Ich kann ausgehen von welchem der entgegengesetzten; wie ich nur will; und habe jedesmal durch eine Handlung des Bestimmens zugleich das andere bestimmt. Diese bestimmtere Bestimmung könnte man füglich Wechselbestimmung (nach der Analogie von Wechselwirkung,) nennen.« (GA 12, 290= SW 1, 130/131)

Gegenseitig bestimmt zu werden, erklärt die Subordination der beiden Schillerschen Triebe. Die zugleich stattfindende Koordination referiert einerseits auf den Aspekt des sich gegenseitig Bestimmens, so daß jeder Trieb als bestimmter und daher abhängiger zugleich auch ein bestimmender und daher unabhängiger Trieb ist. Die Rede von Koordination referiert aber auch auf einen Aspekt, der in Fichtes Begriff der Wechselbestimmung nicht mitgedacht ist. Die Quantitätsverteilung ist nach Fichtes Begriff bezogen auf ein Totalquantum, das aber beliebig auf die Wechselglieder verteilt sein kann. Schiller dagegen hat, wenn die Wechselwirkung von Stoff- und Formtrieb im gegebenen Zusammenhang sinnvoll sein soll, einen Gleichgewichtszustand der bei-den Wechselglieder im Blick, so daß sich ein Bezug auf ein Totalquantum erübrigt. Insofern also Schiller mit der Wechselwirkung einen harmonischen Gleichgewichtszustand der beiden gegensätzlichen Wesensmomente der menschlichen Natur darstellt, greift er über Fichtes Theorie hinaus.

Viel wichtiger ist aber, daß auch die Sachverhalte, auf die die Wechselbestimmung bei Schiller und bei Fichte angewandt wird, nahe verwandt sind. Die Wechselbestimmung tritt bei Fichte nämlich nicht nur als methodologischer Begriff auf. Vielmehr gibt es auf inhaltlicher Ebene ein Wechselverhältnis, das den gesamten Paragraphen 4 bestimmt. Es ist dies die in vielen klei-

nen Schritten allmählich vollzogene Annäherung von Realem und Idealem im Wissen, welche in der formalen Struktur des Anschauens, vollzogen durch das »Schweben der Einbildungskraft«, ihre höchste Synthese findet.

Die Einbildungskraft ist für Fichte bekanntlich dasjenige Vermögen, durch das absolute Gegensätze, wie die von Ich und Nicht-Ich, von Subjektivem und Objektivem, vereinigt werden. Während Fichte sich die Aufgabe gestellt hat, die rätselhafte Doppelnatur des Wissens zu erklären, das einerseits ganz intelligibles Handeln ist und sich andererseits doch auf reale, seiende Gegenstände bezieht, sucht Schiller nach der Lösung der auseinanderstrebenden beiden Wesenstendenzen des Menschen, Sinnlichkeit und Vernunft, die die ganze Natur des Menschen zu teilen und zu vereinseitigen drohen. Der Hiat, der die unvereinbaren Wechselglieder trennt, bleibt im Wissen wie in der harmonischen Natur des Menschen bestehen, dennoch findet die Vereinigung faktisch statt: für das Wissen durch die Einbildungskraft, für die harmonische Natur durch den Spieltrieb.

Fichte war einerseits von Schillers Aufnahme dieses Theorems der Wechselbestimmung positiv berührt, wie Bemerkungen in der *Kollegnachschrift des Naturrechts* von Fichte von Johann Smidt(und in der *Kollegnachschrift der Wissenschaftslehre nova methodo* von Karl Christian Friedrich Krause zeigen, in denen Fichte Schillers Verwendung der Wechselbestimmung rühmend erwähnt.¹⁷ Andererseits aber kritisiert Fichte in demselben Zusammenhang Schillers Inkonzistenz in der Anschlußnahme an seine Philosophie, mit dem Hinweis, Schiller hätte statt des Theorems des Spieltriebs seinen, Fichtes, Begriff der Einbildungskraft verwenden sollen.¹⁸

Mit Fichte kann man daher die berechtigte Frage aufwerfen, warum sich Schiller so weit an Echtes methodologischem Begriff der Wechselbestim-

¹⁷Vgl. die Kollegnachschrift zu Johann Gottlieb Eichte: *Philosophische Wissenschaft des Rechts*, Staatsarchiv Bremen, in der Transskription von Dominik Hotz im Rahmen des Jena-Projekts (unveröffentlicht), 19 und Johann Gottlieb Fichte *Wissenschaftslehre nova methodo*, *Kollegnachschrift K.Chr.Fr. Krause 1798/99*, hrsg. von Erich Fuchs, Hamburg 1982, 62; vgt. auch Henrich: *Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795)*. Stuttgart 1992, 342 und 803.

¹⁸ Davon berichtet David Veit an Rahel Levin in einem Brief vom 23. April 1795 (vgl. *J. G. Fichte im Gespräch Berichte der Zeitgenossen*, hrsg. von Erich Fuchs, I: 1762-1798, 272). David Veit der seit dem 11.11.1794 in Jena immatrikuliert war (vgl. *Matrikelverzeichnis der Universität Jena— 8. August 1788 bis 27. April 179*, erstellt durch das Jena-Projekt des Philosophischen Instituts der Universität München, unveröffentlicht) war zwar seinen eigenen Mitteilungen zufolge nicht Hörer von Fichtes Vorlesungen, woht aber hatte er zeitweilig an Fichtes Mittagstisch teilgenommen, so daß er auf diesem Wege Kenntnis von Äußerungen Fichtes über Schiller im Entstehen begriffene Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* haben konnte (vgl. Fichte im Gespräch. wie oben. I, 206/7).

mung orientierte und dann im zentralen Begriff der Einbildungskraft doch von ihm abweicht. Welche Gründe hatte Schiller hierfür? Es sind vermutlich diejenigen, die die entscheidende Differenz im Begriff der Wechselbestimmung bzw. Wechselwirkung kennzeichnen. Diese besteht in dem normativen Aspekt, den Schiller mit der Forderung nach Harmonie in den Begriff der Wechselbestimmung hineinträgt. Um ein harrnonisches Kräfteverhältnis herzu-stellen, bedarf es der Kräfte, die spielerisch zusammenwirken. Herder mit seiner Naturphilosophie der organischen Kräfte steht, wie gezeigt, hierbei im Hintergrund. Bei Schiller steht mit der Wechselbestimmung ein anthropologisches Konzept im Blick, bei Fichte logische Verhältnisse in epistemologischer Absicht, wenigstens in der *Grundlage*. Spätestens im *Naturrecht* scheint sich dies auch für Fichte zu ändern, wenn von der freien Wechselwirkung der Vernunftsubjekte die Rede ist. (Vgl. GA I/3, 351=SW III, 44) Schiller gibt mit dem Konzept des Spieltriebs eine Antwort auf die Frage nach der wahren Natur, oder wenn man so will, auf die Bestimmung des Menschen. Fichte da-gegen sucht zu zeigen, wie für uns eine Welt im Bewußtsein zustande kommt, so seine Erklärung des Anliegens der Wissenschaftslehre in der Platner-Vorlesung im Wintersemester 1794/95 (vgl. GA II/4, 53). Fichte hatte bei seiner Kritik zudem wohl übersehen, daß Schiller einen Begriff brauchte, der nicht nur geeignet war, einen Gleichgewichtszustand zu bezeichnen, sondern auch einen solchen, der nicht nur die intelligible Natur des Menschen, sondern die gesamte Natur des Menschen in der »vollständigen anthropologischen Schätzung« (NA 20, 316) als zusammenwirkende Kräfte im Blick haben konnte.

4. Das Wechselverhältnis des Triebes nach Absolutem und des Triebes nach Beschränkung bei Hölderlin

Schiller war der erste, der Fichtes im Sommersemester 1794 vorgetragenen Begriff der Wechselbestimmung aufnahm und theoretisch umsetzte. Hölderlin, wohl beeindruckt von Schillers Umgang mit diesem Theorem, sollte bald folgen. Der Gedanke des Wechselverhältnisses von Absolutem und Beschränktem hat bei Hölderlin in Jena zunächst seine dichterische Umsetzung gefunden, indem er ihn mit einem anderen wichtigen Begriff der Philosophie Fichtes zusammenführte. Es handelt sich um den Gedanken vom Wechselspiel des Triebes nach dem Absolutem und dem nach Beschränkung, mit dem Hölderlin in seinen Jenaer *Hyperion*-Entwürfen in Prosa und Metrik den Platonischen Mythos von der Geburt des Eros aus dem *Symposion* interpretiert. Hier lassen sich zwei Berührungspunkte zwischen Hölderlin und Schiller in der Verwen-

dung der Wechselbestimmung im Rahmen einer Triebtheorie aufweisen. Der in Frage stehende Text Hölderlins lautet in der Prosafassung:

»Laß mich menschlich sprechen. Als unser ursprünglich unendliches Wesen zum erstenmale leidend ward und die freie volle Kraft die ersten Schranken empfand, als die Armuth mit dem Über-Busse sich paarte, da ward die Liebe. Fragst du, wann das war? Plato sagt: Am Tage da Aphrodite geboren ward. Also da, als die schöne Welt für uns anfieng, da wir zum Bewußtsein kamen, da wurden wir endlich. Nun fülen wir tief die Beschränkung unseres Wesens, und die gehemmte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und doch ist etwas in uns das diese Fesseln gerne behält — denn würde das Göttliche in uns von keinem Widerstande beschränkt, so wüßten wir von nichts außer uns, und so auch von uns selbst nichts, und von sich nichts zu wissen, sich nicht zu (Wen, und vernichtet seyn ist für uns Eines.« (StA III, 192/194)

Auch hier ist der Gedanke von der Wechselbestimmung wirksam, wie er später im Text über *Unheil und Seyn* im Zusammenhang von Hölderlins Theorie der »Urtheilung« seine theoretische Anwendung fand: Ein Begriff bedingt zugleich sein Gegenteil, so daß beide in gegenseitiger Wechselbeziehung stehen. Dem Ich muß etwas entgegenstehen, ein Gegen-Stand, bzw. eine Welt der Gegen-Ständlichkeit, damit es fühlen und erkennen kann. In gleicher Weise ist ein Streben ins Unendliche, also nach Realisierung höchster Ideen, nicht denkbar, ohne das gleichzeitige Streben nach Beschränkung, also danach, die Bedingtheit des Daseins tatkräftig anzunehmen. Diesem Wechselverhältnis der Triebe fehlt jedoch der normative Aspekt, unter den Schiller in der zweiten Liefereng seiner Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* den Stoff- und Formtrieb stellt. Dennoch ist zu vermuten, daß Hölderlin, der in Jena seine *Hyperion*-Materialien umarbeitete, sich von Schillers fichteanisierender, weil aus dem Begriff der Wechselwirkung hervorgehender Triebtheorie anregen ließ, in deren Rahmen Hölderlin die Grundgedanken seiner Vorrede zum *Fragment von Hyperion* wiedergefunden haben konnte.

Durch diese Art der Wechselbestimmung wird auch die Liebe in einer eigentümlichen Weise bestimmt. Sie entsteht in dem Moment, in dem die »freie volle Kraft« gebrochen wird und »zum erstenmale leidend ward« (vgl. StA III, 192). Zugleich aber wird von der Liebe gesagt, daß sie die einander widerstrebenden Triebe vereinige. Die Liebe ist demnach ein Hervorgehen aus einer ursprünglichen Einigkeit zum Bewußtsein, das wesentlich dadurch bestimmt ist, Widerstreit entgegengesetzter Kräfte zu sein. Der Widerstreit selbst aber fordert Wechselbeziehung zu seinem Gegensatz, welcher Vereinigung ist. Um diese Vereinigung durch die Liebe herzustellen, ist »der Natur eine Ver-

wandtschaft mit dem Unsterblichen in uns beizulegen, und in der Materie ein [...] Geist zu glauben« (StA III, 194). Nach der hier vertretenen Position ist die erstrebte Vereinigung dadurch zu erreichen, daß sich die gegensätzlichen Kräfte einander annähern, indem jede Kraft ihre Eigenart bewahrt und den-noch der anderen entgegentritt: die Natur bleibt Natur und dennoch soll ihr in einer gewissen Rücksicht »Verwandtschaft« beigelegt werden mit dem Unsterblichen; die Materie bleibt Materie und dennoch soll in ihr ein Geist »geglaubt« werden. Am vollkommensten scheinen wir dort »in der Materie einen Geist zu glauben« (StA III, 194), wo »die schönen Formen der Natur uns die gegenwärtige Gottheit verkünden.« (StA III, 192)

Dieses sich gegenseitig Annähern von Geist und Materie, wonach der Geist ein »Als-ob« der Materie, und die Materie ein »Als-ob« des Geistes annimmt, kennzeichnet eine Differenz von Hölderlins Konzeption zu der von Schiller. Geist und Materie sind auf Form- und Stofftrieb abbildbar. Schiller hatte im 13. Brief ganz im Gegensatz zu der in den *Hyperion*-Entwürfen vertretenen Position eine strikte Trennung der beiden Bereiche gefordert. Die Überlegung mag daher berechtigt sein, daß bei den gemeinsamen Gesprächen von Hölderlin und Schiller in Jena möglicherweise ein Disput über diesen Sachverhalt stattgefunden hat. Die dezidierte Forderung Schillers im 13. Brief, »die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren« und die »Persönlichkeit [gemeint ist die Vernunft] gegen die Macht der Empfindungen sicherzustellen« (NA 20, 348), mag unter anderem auch kritisch gegen Hölderlin gerichtet gewesen sein.

Es gibt noch einen weiteren Grund anzunehmen, daß sich Schiller und Hölderlin über diesen Begriff der Wechselbestimmung bzw. Wechselwirkung in Gesprächen ausgetauscht haben, den sie fast zeitgleich, wenngleich jeder auf andere Weise, benützten. In einem, wenngleich für die Systematik marginalen Moment läßt sich die gegenseitige Anteilnahme am Gang der Ausarbeitung der Wechselrelation nachweisen.

Schiller wird Hölderlins Theorie der Triebe nach Absolutem und nach Beschränkung in den *Hyperion*-Entwürfen wenigstens durch mündliche Äußerungen gekannt haben. Er fand wohl deren Bezeichnung applikabel auf die eigene Triebtheorie, denn in der dritten Lieferung seiner Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* nennt er den Trieb, der in der zweiten Lieferung mit Reinhold noch als »Stofftrieb« bezeichnet war, »Trieb nach Stoff oder nach Schranken« und denjenigen, den er zuvor als Formtrieb bezeichnet hatte, »Trieb nach Form oder nach dem Absoluten« (NA 20, 371). Daß sich Schiller an Hölderlin anschließt und nicht umgekehrt, läßt sich daran

ersehen, daß Schiller die Bezeichnung der Triebe wechselt, noch dazu zu einer Zeit, wo Hölderlin diese zum ersten Mal formuliert.

Hölderlin hatte sicherlich mit Aufmerksamkeit den Gang der Entwicklung von Schillers Theorie des Schönen verfolgt. So mußte ihm auch dessen Paradigmenwechsel aufgefallen sein, der im wesentlichen darin bestand, die Menschheitsentwicklung nicht als Gang vom sinnlichen zum vernünftigen Wesen zu verstehen, sondern als Bildung zu einer harmonischen sinnlich-vernünftigen Natur. Hölderlin hatte allem Anschein nach vor dem Hintergrund von Herders Anthropologie das inhaltliche Fundament zu Schillers theoretischer Wende geliefert, Fichte den methodischen Begriff zu ihrer Ausarbeitung, obwohl nur der berühmte Fichte in den Anmerkungen von Schiller mit der Geste des Lobs und des Danks genannt wird (NA 20, 348).

Hölderlin vermochte diesen Begriff der Wechselbestimmung nun seinerseits noch in einer anderen Weise fruchtbar zu machen, wenngleich nicht auf den ersten Blick erkennbar und in einem ganz anderen theoretischen Zusammenhang. Dieser führt zu dessen Systemskizze *Urtheil und Seyn* und der von ihm besuchten Platner-Vorlesung Fichtes.

5. Der methodologische Begriff der Wechselbestimmung bei Hölderlin in *Urtheil und Seyn*

»Urtheilen, ursprünglich theilen; u, es ist wahr: es liegt ein ursprüngl. Theilen ihm zum Grunde.. / Es gehören dazu 2. Begriffe. Ein drittes vorab gleich gewähltes (muß) auf sie bezogen worden: d.i. an welches beide gehalten werden.« (GA II/4, 182)

Diese Worte notierte sich Fichte bei der Ausarbeitung seiner im W S 1794/95 vorgetragenen Propädeutik zur *Wissenschaftslehre*, der sog. Platner-Vorlesung. Fichte hatte diese etymologisierenden Überlegungen zum Begriff des Urteils als einer ursprünglichen Teilung gegen Ende der Vorlesung, also wohl im Fe-time oder März 1795,¹⁹ in einer freien Entwicklung seiner Gedanken im Anschluß an Planvers Aphorismen »Von den Urtheilen«, Paragraph 505-543, angestellt.

¹⁹ Die Datierung des Endes der Vorlesungszeit ließ sich bislang nicht genau bestimmen. dürfte aber je nach Semester Ende März oder Anfang April gewesen sein, wie Daten des Vorlesungsendes bei Reinhold und Schiller vermuten lassen (vgl. *Fichte im Gespräch*, wie Anm. 18, I. . 53 und NA 26. 11 mit Anmerkung 387 und 236 mit Anmerkung 712).

Hölderlin, der diese Vorlesung gehört haben muß,²⁰ war offensichtlich beeindruckt von diesem Gedanken Echten und nahm ihn zum Anlaß, sehr viel weitreichendere Spekulationen daran anzuschließen.²¹

Das Ergebnis von Fichtes tastenden Äußerungen über das Wesen des Urteils aus der Etymologie einer ursprünglichen Teilung,²² die er über einige Seiten hinweg anstellt, kann man auf folgende Weise zusammenfassen: Ein Urteil fordert zwei Begriffe (Subjekt und Prädikat), die zugleich auf ein drittes zu beziehen sind. Mit der Wahl eines Prädikates, gleich ob es positiv oder negativ bestimmt ist, wird eine »Sphäre« gesetzt, wie Fichte sagt. Was Fichte »Sphäre« des Prädikates nennt, muß man als den zu jedem Prädikat zugehörigen, übergeordneten Klassifikationsbegriff identifizieren (also rot — Farbe; süß — Geschmacksempfindung etc.). Mit jedem Setzen eines bestimmten Prädikats ist demnach zugleich der übergeordnete Klassifikationsbegriff (»Sphäre«) gegeben, durch dessen Bezugsrahmen nicht bloß eine Bestimmung (Setzung), sondern auch alles dieser Bestimmung Widersprechende und also Aus-geschlossene (Entgegensetzung) festgelegt ist. So kann Fichte resümieren:

»Bei jedem Ausschließen ist ein setzen. [...]; u. das negative Urtheil kann daher auch betrachtet werden, als ein positives. / Bei jedem Setzen ist auch ein Ausschließen u. das positive Urtheil kann auch betrachtet werden als ein negatives.«(GA II/4, 184)

Fichte hatte die Kategorie der Wechselbestimmung auf die Form des Urteils angewandt, womit er die positive und negative Form eines Urteils mit einem

²⁰ Fichte hielt von Montag bis Freitag täglich abends von 6-7 Uhr eine Vorlesung als Einführung in die Metaphysik, die sogenannte Platner-Vorlesung. Da Hölderlin davon spricht, daß er abends in Fichtes Kolleg gehe (vgl. StA VI, 152), kann man davon ausgehen, daß er die Flame Vorlesung besucht hat, zumal es auch die im folgenden genannten inhaltlichen Gründe für diese Annahme gibt. Theoretische Philosophie las Fichte Montag bis Freitag von 3-4 Uhr und Praktische Philosophie von 5-6 Uhr. (Vgl. den handgeschriebenen Lektionszettel Fichtes für das Wintersemester 1794/95, der sich in den *Dekanatsakten der philosophischen Fakultät im Universitätsarchiv Jena*, Bestand M 201 befindet.)

²¹ Vgl. auch Violetta Waibel: *Spuren Fichtes in der Textgenese der Werke Hölderlins*, Magisterarbeit München 1986, wo erstmals auf das Theorem Fichtes vom Urtheilen als »ursprünglichem Theilen« und den Zusammenhang mit Hölderlin Fragment *Urtheil und Seyn* verwiesen wurde; neuerdings auch von Michael Franz verwendet in Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke und Briefe*, hrsg. von Michael Knaupp, Band 3, München 1993. 385 (Kommentar zu »Seyn, Urtheil Modalität«). Vgl. auch Wolfgang Janke: *Vom Bilde des Absoluten. Grundzüge der Phänomenologie Fichtes*, Berlin 1993, 81.

²² Die Etymologie des Begriffs »Urtheil« von Fichte und Hölderlin ist sachlich falsch (Vgl. *Duden — Das Herkunftswörterbuch Eine Etymologie der deutschen Sprache*, Mannheim 1963, 733).

bestimmten Gehalt in ein Wechselverhältnis setzte. Hölderlins Idee ist es, die als »merkwürdig« angesehene Kategorie der Wechselbestimmung auf den Begriff des Urteils selbst in der von Fichte vorgenommenen Etymologisierung eines ursprünglichen Teilens, Hölderlin sagt Trennens, anzuwenden. Versteht man den Begriff der »Urtheilung« als einen Akt des ursprünglichen ersten Teilens, der das »Urgeteilte« hervorbringt, und soll dieses das eine Relat einer Wechselbestimmung sein, so ist deren anderes Relat dasjenige, das das nicht Urgeteilte, also ein ursprünglich Ungeteiltes, ja Unteilbares ist, weil sonst sein Wesen verletzt sei. So kann Hölderlin sagen, daß diesem Akt der ursprünglichen Teilung ein Ganzes vorausliegen muß, wo »Subject und Object schlechthin, nicht nur zum Theil vereinigt ist, mithin so vereinigt, daß gar keine Theilung vorgenommen werden kan, ohne das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll, zu verletzen« (StA IV, 216). Hölderlin nennt dieses Relat der Wechselbestimmung, das aus der Logik der »Urtheilung« erschlossen wird, das »Seyn schlechthin«. Das andere Relat, die »Urtheilung« als faktisch vollzogene, die daher als Produkt des ursprünglichen Aktes anzusehen ist, drückt sich nach Hölderlin in dem Satz aus: »Ich bin Ich', ist das passendste Beispiel zu diesem Begriffe der Urtheilung, als *Theoretischer* Urtheilung« (StA IV, 216). Aus dieser Formulierung ergibt sich die doppelte Bedeutung der Weise, in der Hölderlin von der »Urtheilung« spricht: Sie ist Akt des Vollzugs des ursprünglichen Trennens und sie ist dessen Produkt. Als Akt ist sie zugleich Relation und Relat, als Produkt ist sie eines der beiden Relate. Dieses Produkt der »Urtheilung« versteht Hölderlin als Bewußtsein, das seiner etymologischen Erklärung gemäß als Trennung beschrieben wird. Der faktisch vollzogenen »Urtheilung« oder dem Bewußtsein ist aber, wird sie in ein Wechselverhältnis gesetzt, nicht das unteilbare Sein, sondern das nicht Geteilte, insofern es hervorgebrachte Vereinigung ist, entgegengesetzt Hölderlin nennt diese Vereinigung Identität, welche »keine Vereinigung des Objects und Subjects [ist], die schlechthin stattfindende, (StA IV, 217)

Indem für das eine Relat der Satz »Ich bin Ich« als »passendstes Beispiel« angegeben wird und dieser Satz ganz offensichtlich von Hölderlin als Fichtes erster Grundsatz identifiziert wird, ist mit der Bestimmung des Satzes »Ich bin Ich« als Produkt der »Urtheilung« auch eine Kritik an Fichtes erstem Grundsatz formuliert. Fichtes Satz ist demnach nichts anderes, als der erste Satz des als Trennung beschriebenen Bewußtseins. Dieses Bewußtsein aber, das der Sphäre der »Urtheilung« angehört, ist nach Hölderlin in etwas gegründet, das selbst nicht Bewußtsein ist und das demnach auch nicht in Urteilen zur Darstellung gebracht werden kann.

So sind in Hölderlins Systemskizze zwei Betrachtungsebenen aufs engste miteinander verbunden, die sich noch auf eine andere Weise unterscheiden und interpretieren lassen, wozu in *Urtheil und Seyn* die theoretischen Fundamente gelegt sind, obwohl sich die Ausführung dieser Gedanken erst in späteren Texten findet. Auf der Ebene der »Ur-Theilung« ist, faßt man das »Ur-« zeitlich, eine menscheitsgeschichtliche Dimension bedacht, auf der Ebene der »Ur-Theilung« eine erkenntnistheoretische und begriffslogische. In der historischen Dimension ist die gegenwärtige Menschheit bestimmt durch den Zu-stand des Bewußtseins, der als Trennung gefaßt wird. Ihm voraus geht der jenseits des Bewußtseins stehende Zustand schlechthinniger Einheit. Aus der Einsicht in die Differenz des Vormals und Jetzt, die durch eine offensichtliche Wertdifferenz markiert ist, leitet sich der Sollensanspruch ab, den Urzustand, der in späteren Texten als verloren gilt (vgl. StA III, 236), in unendlicher Annäherung an das Ideal wiederherzustellen.

6. Wechselbestimmung bei Sinclair

Die Gesprächs- und Theoriekonstellation von Hölderlin, Schiller und Fichte hinsichtlich des Theorems der Wechselbestimmung läßt sich noch um zwei weitere Positionen ergänzen. Es sind die von Hölderlins Freund Isaak von Sinclair, der zeitweise mit Hölderlin sogar eine gemeinsame Wohnung in Jena teilte, und von Sinclairs Homburger Freund Jakob Zwilling. Beide hatten eine Zeitlang in Jena studiert, beide wie Hölderlin auch im Wintersemester 1794/95. Während Sinclair allem Anschein nach von der Nähe zu Hölderlin profitierte, ist die weit eigenständigere Position von Zwilling für den vorliegenden Zusammenhang durch die Radikalisierung des Gedankens der Wechselbestimmung von besonderem Interesse. Beiden gemeinsam ist, daß sie ihre Texte, in denen sich der fragliche Theoriezusammenhang widerspiegelt, erst nach ihrer Studienzeit in Jena niedergeschrieben haben.

Sinclair, der schon in Tübingen Jura studiert hatte, kam mit der Absicht nach Jena, Philosophie zu studieren. Aber noch im März des Jahres 1795, nachdem er schon seit dem 26. Mai 1794 in Jena immatrikuliert war und Fichtes Philosophie schon fast ein Jahr lang aus nächster Nähe studiert haben konnte, schätzte er seine philosophischen Kenntnisse gering ein:

»Meine philosophischen Kenntnisse die zu einer sehr mäsigen Größe bisher nur gediehen sind, haben mir bisher mehr geraubt als gegeben und ich muß die reichere Erndte erst von einer gröseren Reife erhalten.« (StA VII 2, 32)

Die »Erndte« in Form von Aufzeichnung der »Philosophischen Raisonnements« Sinclairs sind erst für die Zeit nach dem Studium in Jena bezeugt.²³

Diese »Philosophischen Raisonnements« zeigen bekanntlich eine gewisse Abhängigkeit von Hölderlin, insbesondere in der Verwendung des Theorems der »Urtheilung« und den damit verbundenen Implikationen.²⁴ Sie spiegeln ein tastendes Suchen nach einem letzten Prinzip der Philosophie wider, das von einer kritischen Auseinandersetzung mit Fichte, aber auch mit Hölderlins An-sichten einer philosophischen Letztbegründung veranlaßt worden ist.²⁵

Wie in Hölderlins Skizze *Urtheil und Seyn* ist auch für Sinclair das absolute Ich nicht das höchste Prinzip schlechthin, sondern nur das höchste Prinzip des Wissens, das sich einer »Urtheilung« verdankt. Interessant ist aber nun, daß ein entscheidender Unterschied im Verständnis der Urtheilung bei beiden zu verzeichnen ist. Während für Hölderlin mit »Urtheilung« zugleich Wechselbestimmung und deren Implikationen verbunden sind, spielt diese für Sinclair kaum eine Rolle. Vielmehr läßt sich Sinclairs Theorie der »Urtheilung« als eine Interpretation von Fichtes Theorie von der dreifachen Natur des Ich, wie dieser sie in Paragraph 5 der *Grundlage* bestimmte, verstehen. Dort hat Fichte zum ersten Mal das Verhältnis des absoluten Ich zum intelligenten Ich und zum strebenden Ich genauer dargelegt und die Einheit des absoluten Ich mit dem theoretischen und praktischen Ich postuliert. (Vgl. GA I/2, 409=SW I, 277) Das absolute Ich muß, um endlich zu werden, aus sich herausgehen. Mit diesem Schritt des Hinausgehens ist endliches Bewußtsein einerseits und unendliche Approximation an das Ideal des Ich in der Form eines unendlichen Sollens andererseits zugleich konstituiert. Man sieht, daß Sinclair genau diesen Sachverhalt vor Augen hat, wenn er schreibt: »alles was nach der Urtheilung geschieht, kann nur unter der Voraussetzung der Einigkeit als eines Sollens geschehen.« (PhR, 246) Dem »Herausgehen« entspricht die »Urtheilung«. In der »Voraussetzung der Einigkeit als Sollen« hegt die Forderung der Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit im praktischen Handeln begründet. Daß Hölderlin die »Urtheilung« nicht in dieser Weise vor Augen hat, ist schon dadurch markiert, daß er einen theoretischen und einen praktischen Satz

23 Vgl. Isaac von Sinclair »Philosophische Raisonnements«, veröffentlicht in: Hannelore Hegel: *Isaac von Sinclair zwischen Fichte, Hölderlin und Hegel Ein Beitrag zur Entstehung der idealistischen Philosophie*, Frankfurt a.M. 1971, 243-283, im folgenden im Text zitiert als »PhR«.

24 Vgl. Dieter Henrich: »Hölderlin über Urteil und Sein. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte des Idealismus«, in: *Hölderlin-Jahrbuch 1965/66*, 73-96, vor allem 84-91; Hannelore Hegel: *Isaac von Sinclair*, wie Anm. 23, 34/35 und öfters; Dieter Henrich: *Der Grund im Bewußtsein* wie Anm. 17, 494.

25 Vgl. dazu auch Dieter Henrich: *Der Grund im Bewußtsein*, wie Anm. 17, 543-549.

der »Urtheilung« annimmt, da er den Satz »Ich bin Ich« als das passendste Beispiel der theoretischen »Urtheilung« ansieht und hinzufügt: »denn in der praktischen Urtheilung setzt es sich dem Nichtich, nicht sich selbst entgegen.« (StA VI, 216) Ohne sich hier genauer darüber zu verständigen, wie bei Hölderlin theoretische und praktische Philosophie aufeinander bezogen sind, zeigt sich, daß Hölderlin nicht wie Sinclair die Trias von absolutem, theoretischem und praktischem Ich gemäß den Überlegungen in Paragraph 5 der *Grundlage* vor Augen hat. Während in Hölderlins Überlegungen zur »Urtheilung« die Wechselbestimmung als logische Operation gegenwärtig ist, wird die »Urtheilung« bei Sinclair weit stärker inhaltlich gedacht: »Durch die Urtheilung sind Ich und Nicht-Ich nicht gleichermaßen gegeben.« »Das Wort Urtheilung enthält das, daß die Theilung unabhängig vom Ich geschehen ist, von keinem das als Theil gedacht wird.« (PhR, 247) Das essentielle Moment der Lehre von der »Urtheilung« bei Sinclair liegt in ihrem Dualismus von faktischer Trennung und ihrer notwendigen Vereinigung als Forderung. Genau in dieser Forderung aber wird die Wechselbestimmung mitgedacht: »alles was nach der Urtheilung geschieht, kann nur unter der Voraussetzung der Einigkeit als eines Sollens geschehen« und ferner: »Darinn daß Ich sich von allem unterscheidet, sieht man, daß es nichts als die Einigkeit als ein Sollen ist: es ist natürlich, daß nach der Reflection es außer dem Ich diese Einigkeit setzt.« (PhR, 247)

Sinclair, so hat man den Eindruck, hat in den »Philosophischen Raisonnements« zuhause in Bad Homburg im Ausgang von Fichte und Hölderlin versucht, in einer durch die zeitliche Distanz bestimmten eigenen Rekonstruktion sich die Jenaer Diskussion um »Urtheilung« und Letztbegründung zu vergegenwärtigen.

7. Wechselbestimmung bei Zwilling

Hölderlins produktive und eigenständige Auseinandersetzung mit Fichtes Theorie des Urteilens und der Wechselbestimmung hat nicht nur Sinclair beeinflusst, sondern auch dessen Homburger Freund Jakob Zwilling. Von ihm sind jedoch nur sehr wenige Texte von philosophischem Interesse erhalten. Diese wenigen Texte aber lassen ein Denken erkennen, das trotz des offensichtlichen Einflusses von Hölderlin eigenständiger ist als das von Sinclair. Zwilling reiste von Homburg am 29. September 1794 nach Jena, wurde am 8. Oktober immatrikuliert und studierte dort, mit einer kurzen Unterbrechung im

September 1795, bis zu seiner Rückkehr nach Hause am 2. April 1796.²⁶ Da die Originale von Zwillings Texten verschollen sind, ist man bei der Interpretation seiner Theorie auf die Textpassagen angewiesen, die Ludwig Strauß in seinem Aufsatz *Jacob Zwilling und sein Nachlaß*²⁷ zitiert. Nach Strauß' Zeugnis fand sich in Zwillings Nachlaß nur ein zusammenhängender philosophischer Text mit dem Titel *Über das Alles* und daneben einige Skizzen und Briefkonzepte philosophischen Inhalts. Im vorliegenden Zusammenhang ist vor allem von Interesse, daß in Zwillings Theorieentwurf der Begriff der Beziehung im Zentrum steht, der offensichtlich als Wechselbestimmung verstanden werden muß:

»Das höchste Prinzip in Zwillings Philosophie ist das der Beziehung. Vereinigung und Trennung, Ich und Nichtich, Individualität und Allgemeinheit. Verwirklichung der Idee und Idealisierung der Wirklichkeit, — kein Pol aus diesen Paaren kann ohne den Gegenpol bestehen.«²⁸

Zwilling radikalisiert nun den Gedanken der Wechselbestimmung dadurch, daß er ihn im Begriff der »Beziehung« zum Primat erhebt. Die Beziehung als die Korrelation zweier entgegengesetzter Begriffe kennzeichnet auch bei Zwilling das Wesen von Bewußtsein und Reflexion. Zwar verwendet Zwilling nicht den Begriff der »Urtheilung«, doch spricht er von der ersten Trennung als dem Anfang alles Denkens. Wie selbstverständlich charakterisiert er daher auch die Reflexion als Trennung.

Zwilling, der die Beziehung als das Erste aller Philosophie bestimmt hat, interessieren in seinem Text *Über das Alles die* daraus sich ergebenden logischen Konsequenzen. Inhaltlich gesehen ist der Anfang aller Reflexion beziehungsweise die Trennung dem »Alles als eine[r] Idee der Imagination, als ein vollkommenes Ganze dargestellt«, entgegengesetzt (ÜA, 390). Zwilling stellt ganz bewußt »alle Reflexion« (=Trennung) dem »Alles« als dem vollkommenen Ganzen entgegen. Die logische Konsequenz des Primats der Beziehung in formaler Hinsicht (nichts kann ohne Gegensatz gedacht werden) liegt darin, daß der Beziehung selbst ein Wechselbegriff zugeordnet wird. Daraus ergibt

sich die Beziehung der Beziehung und der Nicht-Beziehung, womit die Beziehung in ihrer Absolutheit aufgehoben sei.

Zwilling kommt zu dem Fazit, daß das »Alles« nicht bloß das ganzheitliche Relat zum Anfang aller Trennung ist, womit seine Überlegungen dieses Textes anheben, sondern daß es auch als die einzig mögliche inhaltliche Bestimmung des Primats der Beziehung zu sehen ist. Das Alles als höchste Idee ist der Ausdruck der Beziehung von Etwas und Nichts in inhaltlicher Hinsicht einerseits und der Beziehung von Beziehung (=Vereinigung) und Nicht-Beziehung (=Trennung) in formaler Hinsicht andererseits. So ist »der Begriff des Alles also die allgemeinste Synthesis und Analysis [...], die höchste Wechselwirkung als die höchste Trennung und Vereinigung« (ÜA, 392). Das Alles ist nicht ein Absolutes schlechthin, wie es noch Hölderlin in seinem Gedanken des »Seyns schlechthin« formuliert hat. Es ist absolut als Beziehung. Zwilling konstatiert: »so giebt es schlechterdings der Form nach nichts Absolutes, außer daß wir absolut annehmen können, daß es nichts Absolutes gebe.« (ÜA, 392) Man mag darin einen Reformulierungsversuch von Fichtes ersten drei Grundsätzen in der *Grundlage* sehen wollen, der nicht nur deren Zusammenhang neu interpretiert, sondern Fichte auch kritisiert: Wenn nichts gedacht werden kann, das nicht in Relation mit anderem steht, warum sollte dann einem absoluten, sich selbst setzenden Ich das Primat zukommen, das ja von Fichte selbst erst in der Beziehung auf ein Nicht-Ich die erste Bestimmung erfährt, die nämlich, alle Realität zu sein, wie es im dritten Paragraphen heißt. Die Kritik richtet sich aber wohl auch gegen Hölderlin, der das »Sein schlechthin« ja selbst aus der Relation von Teilbarem und Unteilbarem gewann. Das »εν διαφερον εαπτω (das Eine in sich selber unterschiedne)« (vgl. StA III, 81) in der Athenerrede der gedruckten *Hyperion*-Fassung mag eine Antwort darauf sein.

Absolut annehmen zu können, daß es nichts Absolutes gebe, ist auch ein Gedanke, den Hölderlin am 24. Dezember 1798 seinem Freund Isaac von Sinclair mitteilt, in dem er ihn allerdings nicht vom logischen Kalkül, sondern aus der Einsicht in die Bedingungen des organischen Lebens verstanden wissen will. Es ist

»die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objectlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift in einander und leidet, so wie es thätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen, ist eine apriorische, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weist, [...] ein Unding« (StA VI, 300 f.).

²⁶ Vgl. Dieter Henrich und Christoph Jamme: *Jacob Zwillings Nachlaß. Eine Rekonstruktion. Mit Beiträgen zur Geschichte des spekulativen Denkens*, Bonn 1986 (=Hegel-Studien, Beiheft 28), 50.

²⁷ Abgedruckt in: *Euphorion* 29, 1928, 368-396. Der im folgenden genannte Text von Jakob Zwilling *Über das Alles* wird nach der Edition desselben im genannten Aufsatz von Ludwig Strauß mit der Abkürzung »ÜA« direkt im Text zitiert

²⁸ Ludwig Strauß: ebenda, 385.

8. *Metaphern der Wechselbestimmung in späteren Texten Hölderlins*

Der genaue Vergleich der Weisen der Aneignung der Wechselbestimmung bei Schiller, Hölderlin, Sinclair und Zwilling zeigt, wie sehr dieses Theorem von Fichtes Wissenschaftslehre die Geister bewegte, sie in Gesprächen zusammen-führte und zugleich Differenzen freilegte. Wechselbestimmung tritt in vielfältiger Weise auf: bald als logisches, bald als methodologisches Kalkül. Sie beschreibt Verhältnisse, die auf ein drittes bezogen sind, dann auch Gleichgewichtszustände; schließlich scheint sie geeignet, dynamische Prozesse zu kennzeichnen.

Entscheidend für Hölderlin ist an der Denkfigur der Wechselbestimmung, daß sie, indem über Gegenstände der Erkenntnis geurteilt wird, diesen Verwandtes, aber zugleich Verborgenes mitdenken läßt, sofern dieses Verwandte als negativer (oder positiver) Gegensatz zu erschließen ist. So ist diese Denkfigur auch in Hölderlins Werk, das nach der Zeit in Jena entstand, sehr häufig wiederzufinden. Wirksam ist hier allerdings auch Herders Humanitätsphilosophie, wonach die zerstörenden Kräfte der Natur in aufbauende und erhaltende Kräfte umgewandelt werden müssen.²⁹ Herder hält allerdings an der Utopie fest, daß die negativen Kräfte immer mehr in positive umgewandelt werden könnten, während durch die aus der Wechselbestimmung hervorgehende Konzeption Hölderlins ein zyklisches Auf und Ab mitgedacht ist. Nicht nur das Negative verwandelt sich in Positives, sondern das erreichte Maximum (»Innigkeit«) muß sich auch wieder auflösen, etwa, um erkennbar zu sein (vgl. StA IV, 152). Gerade im *Grund zum Empedokles* wird deutlich, wie die Gegensätze Natur und Bewußtsein, Anorganisches und Organisches, Allgemeines und Einzelnes sich bald in Polarisierungen, bald in wechselseitiger Durchdringung befinden und so anhaltend in Wechselverhältnisse gesetzt sind.

Wenn sich Hölderlin auch in Grundlegungsfragen der Philosophie weit von Fichte entfernt hat, was sich in dessen höchstem Prinzip, dem »Sein schlechthin« manifestiert, das später als Schönheit interpretiert wird (StA VI, 206 und 208), bleibt er doch bei der Frage, wie Bewußtsein zu verstehen und zu beschreiben ist, dem durch Fichte vermittelten Theorem verpflichtet. So ist es auch die Wechselbestimmung, die den Gedanken ermöglicht, daß im Unter-gang zugleich ein neuer Anfang, in der Nacht der kommende Tag, im Orkus das neue Leben mitbestimmt sind, wie es in zahlreichen Gedichten, aber auch in theoretischen Texten zum Ausdruck kommt. Stellvertretend für viele Text-

²⁹Vgl. etwa Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, 15. Buch, wie Anmerkung 10, 636.

passagen seien wenige Verse aus dem 1798 entstandenen Gedicht »Lebenslauf« genannt:

»herrschet in heil'ger Nacht,
Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
Herrscht im schiefesten Orkus
Nicht ein Grades, ein Recht noch auch?«
(StA II, 22)³⁰

³⁰Für kritische Lektüre des Manuskripts und hilfreiche Hinweise danke ich sehr herzlich Eckart Förster, Andrea Schulze und Jürgen Stolzenberg.

